

# 1798 : Plünderungen, Zerstörungen, Requisitionen und Gewalttaten

Autor(en): **Jaggi, Arnold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 16

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641744>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den wichtiger als Verträge und völkerrechtliche Gesetze. Mit dem Legen der Minensperre hat sich England das norwegische Gebiet zu sichern geglaubt, — mit der Besetzung hat Deutschland geantwortet. Es ist nicht unsere Sache, als Nichtbeteiligte am Krieg, über Schuld und Verbrechen zu urteilen und anzuklagen,

solange der Krieg selbst noch seine blutige Sühne heischt. Wir können damit nicht helfen. Aber dieses Unrecht, unter dem unsere nordischen Brudernationen zu leiden haben, soll uns hart und unerbittlich machen gleiches Schicksal mit allen Mitteln von uns abzuwenden. St.

## Die Demokratie der nordischen Staaten

Was in hohem Grade dazu beiträgt, die Länder des Nordens zu einer Einheit in der politischen Welt zu machen, ist weniger ihre geschlossene wirtschaftliche Struktur, als vielmehr ihre starke kulturelle Zusammengehörigkeit, ihr gemeinschaftliches Erbgut von Überlieferungen und Einrichtungen, ihr Volksgeist und ihr Volksempfinden, das mit dem unfrigen denkbar eng verwandt ist.

Trotzdem die nordischen Staaten Dänemark, Schweden und Norwegen verfassungsmäßig Königreiche sind, fühlen wir uns, anders noch als gegenüber den Demokratien Englands und Frankreichs, eng mit ihrer politischen Grundhaltung verbunden. Dies zeigte sich in den letzten beiden Jahrzehnten klar und deutlich in allen Verhandlungen des Völkerbundes, bei denen die Schweiz, — wenn sie auch vielfach eine viel vorsichtigeren und zurückhaltendere Politik trieb, — in jeder Beziehung mit ihnen einig ging und ihre Initiativen unterstützte.

Ohne Zweifel wurzelt vieles von ihrer kulturellen und politischen Struktur, gleich wie bei uns, in den Traditionen des freien und unabhängigen Bauerntums, das in vergangenen Zeiten die eigentliche Grundlage ihres sozialen Lebens war. Im Leben der nordischen Staaten fand die Leibeigenschaft nie einen Platz, und die Bauernbevölkerung ist im großen und ganzen stets in der Lage gewesen, ihre seit undenklichen Zeiten ererbten demokratischen Rechte und Einrichtungen auch gegen autoritäre Regierungsformen erfolgreich zu behaupten. Diese Geisteshaltung wurde nicht verändert, als in modernster Zeit die neue soziale Schicht, die Klasse des Industriearbeiters, einen bestimmenden Teil der politischen Macht im Staat übernahm. Wie bei uns hat auch im Norden der Industriearbeiter genügend Bauernblut und Bauerntroß bewahrt, um sich nicht in eine Vermaffung nach theoretischen Ideologien schablonisieren zu lassen.

Ohne irgend eine plötzliche soziale Umwälzung sind die nordischen Länder zu ihrer gegenwärtigen Form der Demokratie gelangt, die es jedem Mitbürger überläßt, seinen Einfluß in sozialen und politischen Angelegenheiten frei auszuüben. Hand in Hand mit dieser politischen Demokratie geht eine verhältnismäßig weit entwickelte soziale Gleichheit. Wohl gibt es, wie in anderen Ländern, verschiedene gesellschaftliche Schichten mit verschiedenen Einkommen, doch kann mit Recht gesagt werden, daß der Übergang von einer zur andern weniger schroff erfolgt als in den meisten anderen Ländern.

Der hohe Stand des Unterrichtswesens ist ein anderer Zug, den wir mit den nordischen Staaten gemeinsam haben. Die hohe Stufe der Mittelschulen und Universitäten, die vom ganzen Volke und nicht nur von einer kleinen Schicht Auserwählter besucht werden können, die vorbildliche Einrichtung der Volkshochschulen, eine speziell nordische Form des öffentlichen Erziehungswesens, die ausgezeichneten landwirtschaftlichen Lehranstalten, — sie alle finden bei uns verwandte Einrichtungen, ebenso wie der sportliche Geist und die körperliche Ausbildung, das Turnen und das Schießwesen eine gegenseitige Verwandtschaft aufweisen, wie sie eben nur auf ähnlicher demokratischer Grundlage sich aufbauen kann.

Es ist nun ein überaus tragisches Geschick und ein fast unvorstellbarer Gedanke, daß gerade die Länder, die stets als wahrhaftige Vorkämpfer den Grundsatz der friedlichen internationalen Zusammenarbeit hochgehalten haben, — die Staaten, die den Gedanken der freien Zusammenarbeit freier Länder immer zu verteidigen und gegenüber machtpolitischen Zwecken und Zielen mannhaft durchzusetzen versuchten, — als erste, vollkommen schuldlose Opfer dem brutalen Machtkampf unterliegen sollen. St.

## 1798

### Plünderungen, Zerstörungen, Requisitionen und Gewalttaten

Von Arnold Jaggi

#### Vorbemerkung

Aus der Geschichte können wir lernen . . . Wenn irgend einmal das Wort wahr geworden ist, daß die Geschichte uns lehren kann, dann gewiß gerade in den bewegten Tagen, die wir gegenwärtig durchleben. Wenn wir hier aus einem demnächst erscheinenden Buch von Arnold Jaggi, betitelt „Aus der Geschichte Europas und der Schweiz 1650—1815“ einige Seiten im Vorabdruck bringen, dann tun wir dies nicht nur in der Uebersetzung, daß der Verfasser des vielgelesenen Werkes: „Von Kampf und Opfer für die Freiheit“ uns etwas zu sagen hat, das wir als bedeutsame Mahnung beherzigen wollen, sondern auch im Bewußtsein, daß gerade

jene für unsere staatliche Selbständigkeit so entscheidenden Ereignisse des Jahres 1798 heute wieder von geradezu unheimlicher Aktualität sind.

Die Darstellung dieses düstersten Kapitels unserer Geschichte will nicht den Sinn haben, uns niederzudrücken. Ganz im Gegenteil: es gilt, die einstigen Fehler und ihre Folgen klar, ja unerbittlich ins Auge zu fassen, und gerade dadurch die inneren Kräfte in uns aufzuwecken, zu sammeln, und zu stählen, damit, wenn von irgend einer Seite her uns einmal Gefahr drohen sollte, wir die Prüfung mannhaft bestehen und uns behaupten möchten.

In den Städten und zeitweise auch in einzelnen Landbezirken hielten die Franzosen ziemlich gute Mannszucht, und es gab neben rohen und gewalttätigen Soldaten auch wohlwollende und gesittete. Zuweilen entwickelten sich zwischen diesen und der ansässigen Bevölkerung freundschaftliche Verhältnisse: Die fremden Mannschaften erzählten, sangen, herzten die Kinder und halfen bei den Landarbeiten mit. Das war indessen nicht das Charakteristische.

Wie hatte Brune dem bernischen und dem schweizerischen

Volke einst feierlich zugerufen? „Fern sei also von Euch jede Sorge um Eure persönliche Sicherheit und Euer Eigentum. Die französische Regierung verbürgt sie Euch!“

Raum waren die Franken jedoch im Lande, so begannen sie vielerorts zu rauben, zu plündern, zu zerstören und zu vergewaltigen. Sie stürmten in die Häuser, schnitten die Bettstücke auf, fahndeten hier nach verstecktem Gut, öffneten mit Artschlägen Speicher- und Schranktüren, drangen in die Weinkeller ein, forderten von ungezählten Personen mit gezücktem Degen Uhren

und Geldbeutel ab und raubten aus Ställen und Schuppen Rindvieh, Pferde, Pferdegeschirre, Sättel und Kutschen weg. Acht Tage nach dem Einmarsch in Bern gab es um die Stadt herum ungefähr fünfhundert gänzlich ausgeplünderte Haushaltungen. All ihr Geld, ihre besseren Kleider, ihre Vorräte an Speisen und zum Teil ihr Vieh waren geraubt worden. Vieles zerstörten und verdarben die Franzosen auch mutwillig und sinnlos. So steckten sie z. B. aus Ärger darüber, daß sie in Freiburg nicht in Privathäusern, sondern in ein Kloster einquartiert wurden, dieses in Brand. Im Kriegszug gegen die Urkantone haufte sie wüst in der March, in den Höfen und besonders im Kloster Einsiedeln. „Alle Zimmer sind geplündert, alle Türen erbrochen, alle Kasten und Schränke zerschlagen und die Effekten liegen untereinander auf den Boden. Die große und kostbare Bibliothek ist in elendestem Zustande. Ganze Körbe voll Bücher sind zu den Fenstern hinausgeworfen. Die Offiziere sind täglich drin und lassen sogar in Körben forttragen, was ihnen gefällt.“ Wiederholt traf in Zürich Kriegsbeute auf Leiterwagen ein, an einem Maiensontag unter anderem auch angekleidete Heiligenfiguren. „War gewiß ein rechter Spektakel und mußte lachen, nachher fast weinen. Denn wie schmerzlich weh muß dies einem eifrigen Katholiken sein!“ So ein Zürcher in seinem Tagebuch. In Schinzach hieben die Soldaten Kirschbäume um, damit sie „die Kirschchen desto bequemer essen könnten“.

Das Schlimmste war, daß sich die Fremden an den Menschen vergriffen. Wehe denjenigen, die sich für ihr Hab und Gut wehrten oder sonst nicht augenblicklich zu Willen waren! Nicht wenige wurden erschossen, erstochen oder verstümmelt. In Rütli im Kanton Zürich z. B. töteten sie sechs Landleute, darunter einen Greis am Pfluge. In Suhr brachten zwei Husaren einen Müller ums Leben, weil er den begehrten Wein nicht rasch genug herbeischaffte. In Lucens spalteten sie einem Manne den Kopf, weil er einen Wirt und dessen Frau vor Mißhandlungen schützen wollte. Einem Fuhrmann hieben sie die Hand beinahe ab, und einen Hufschmied töteten sie durch Bajonettstiche in den Unterleib.

Mädchen und Frauen waren nirgends sicher, selbst Rindbetterinnen nicht. Oft wagten die Männer nicht, ihrer Arbeit in Feld und Wald nachzugehen, weil sonst Frauen und Töchter allein bei den einquartierten Soldaten zurückgeblieben wären oder weil man sich vor Brandstiftung hätte fürchten müssen.

Überaus drückend waren die Einquartierungen. Es kam vor, daß zwanzig bis dreißig Soldaten im gleichen Hause lagen und es gar noch mit bösen Krankheiten verpesteten. Zuweilen hätten die Quartiergeber die Soldaten nicht beköstigen, sondern nur mit Bett, Licht, Feuer und Kochgeschirr versorgen sollen. Allein die Einquartierten begnügten sich oft nicht mit dem, was sie ordnungsgemäß hätten fordern dürfen, sondern erzwangen allerlei Zutaten, wie Kirschwasser, Wein, Kaffee, Tabak und Zucker. Oder sie verkauften ihre Rationen und ließen sich ganz von den Wirten erhalten. Ein Bersenmacher, der die Revolution und ihre Verheißungen einst unermüdet gepriesen hatte, meinte jetzt:

„O Freiheit, wirst du uns nicht sauer  
Bei so viel Einquartieren?  
So denkt der G'meine wie der Bauer,  
Wir müssen viel verlieren!  
Die Freiheit trägt uns wenig ein,  
Wollt lieber bei dem Alten sein!“

Zu den Einquartierungen kamen Dienstleistungen wie Fuhrungen und vor allem massenhafte Requisitionen. Am 29. März 1798 forderte Schauenburg z. B. von der Gemeinde Bern unter anderem 6000 Zentner Korn, 3500 Zentner Hafer, 13,000 Zentner Heu, 12,000 Zentner Stroh, 12,000 Zentner Salz, 10,000 Maß Wein, 3000 Maß Branntwein, 2500 Maß Effig, 200 Klafter Holz, 10,000 Paar Schuhe, 10,000 Paar Strümpfe, 10,000 Hemden, 200 Ochsen, 150 Zentner Reis ...

## Die entführten Wappentiere. Geraubte Gelder.

An einem der letzten Märztage des Jahres 1798 verließen drei sechsspännige Wagen die Stadt Bern. Auf jedem Wagen befand sich eine gewaltige, inwendig mit Kupfer beschlagene Kiste und in ihr je eines der Wappentiere der Stadt. Sie wurden nach Paris übergeführt. Das Verladen hatte unter Muffik und Kanonendonner stattgefunden. An Stelle der zwei Lannen errichtete man im leeren Bärengraben zwei Freiheitsbäume.

Wichtiger jedoch als die Bären waren den Franzosen die Staatsgelder. Wenige Tage nach ihrem Einmarsch verriet ein Waadtländer dem französischen General, daß der Münzward Jenner Geld ins Oberland geflüchtet hätte. Von Jenner, äußerlich unscheinbar, war ein überlegener Menschenkenner und Unterhändler. Ein erstrangiger französischer Politiker meinte einmal, er gäbe viel darum, wenn er ein so harmlos-einfältiges Gesicht aufzusetzen vermöchte wie dieser Berner. Jenner durchschaute Brune und wurde mit ihm nach kurzen Unterhandlungen einig: Der geflüchtete Schatz sollte Bern erhalten bleiben gegen ein Entgelt von 200,000 Franken an Brune. Allein es war nicht möglich, die Fässer im verborgenen in Sicherheit zu bringen. Um sich bei seinen Landsleuten nicht verdächtig zu machen, verlangte Brune nun Ablieferung. Seine 200,000 Franken forderte und erhielt er gleichwohl. Als Jenner diese auszahlte, benutzte er die Gelegenheit, um hurtig ein paar Hunderttausend auf die Seite zu schaffen, nicht etwa für sich, sondern „um dringende öffentliche Bedürfnisse zu bestreiten“. Ähnliches wiederholte sich. Einst, unmittelbar vor einem Gang in das Salzgewölbe, befahl Jenner einem seiner Unterbeamten in Anwesenheit eines französischen Kommissärs — des kleinen Rouhière — in bernischem Dialekt, vom dortigen noch ungezählten Golde augenblicklich so viel als möglich zu retten. In der Eile konnte dieser jedoch nicht lange untersuchen und so erwißte er Silber, brachte aber immerhin 18 Säcke mit 36,000 Bernfranken in Sicherheit, bevor Jenner mit dem Kommissär im Gewölbe anlangte.

Der weitaus größte Teil der bernischen Gelder befand sich im großen Schatzgewölbe. Die Franzosen hatte dieses schon am 5. März verlegt und zu bewachen begonnen. Wiederholt mußte sich Jenner mit Rouhière hinbegeben. Wie viel Geld da sei, fragte dieser. Jenner wußte es nicht und erhielt darum den Auftrag, es zu schätzen. So entstand ein ungefähres Verzeichnis. Die französischen Kommissäre wünschten offenbar gar nicht, den Betrag genau feststellen zu lassen. Ihre Oberbehörden vermochten sie dann nicht zu kontrollieren. Bei einem neuen Besuch im Schatzgewölbe fanden die Franzosen gemünztes Gold, das nicht im Verzeichnis stand. Sie gerieten darüber in ausgelassene Freude. In ihrem Glücksgefühl wurden sie freigebig und warfen Jenner und andern bernischen Amtsleuten ein paar Silber- und Goldsäcke zu oder übersandten ihnen solche in die Kanzlei zur Begleichung von Staatsausgaben.

Am 11. und 12. April sah man elf Wagen, mit je vier Pferden bespannt, die Stadt verlassen, Richtung Westschweiz-Lyon und fast sollte man sagen — Ägypten. Was da weggeführt wurde — drei Millionen Livres geprägter Münzen aus der bernischen Staatskasse — half Bonaparte nämlich seinen ägyptischen Feldzug finanzieren. Sie bildeten noch nicht ganz einen Drittel der Summen, welche die Franzosen dem Staatsschatz oder andern bernischen Kassen, der Kornamts-, Salz-, Kriegskasse usw., entnahmen, die über 10 Millionen enthielten. Der französische Staat hat von diesen allerdings nur 7 951 000 erhalten. Der Rest, gut zwei Millionen, blieb in den Taschen Brunos, Rouhières und ihrer Freunde und Beamten, welche die Gelder zu — behändigen hatten.

Mit dem „Oberländer Geld“ fielen den Franzosen auch die bernischen Wertschriften in die Griffe. Es waren Schuldtitel im Betrage von 18 Millionen, die auf England, Frankreich, Österreich, Dänemark und auf verschiedene deutsche Staaten und

Städte lauteten. Da die Franzosen unrechtmäßige Inhaber und mit den Schuldnern verfeindet waren, hätten sie die meisten Titel nicht zur Einlösung bringen können. Dem ehrlichen und zugleich geriebenen Politiker Jenner gelang es, nach unendlich Mühen und mühsamen Verhandlungen und mit Hilfe von Be-

stechungs- und Lösegeldern im Betrage von 5 Millionen die Titel für Bern zu retten. Für Bern — es war nämlich nicht leicht, sie auch nicht in die Hände des helvetischen Direktoriums fallen zu lassen, zwischen Feind und Freund also heil durchzukommen und beide bei Gelegenheit zu benutzen.

(Fortsetzung folgt)

## Kilian

Eine Geschichte aus einer andern Zeit von Paul Schenk.

(Schluß)

Und Kilian wußte nun, daß Johannes selbst ein Mensch der andern Welt war.

So wurde Kilian zwischen seiner Mutter und dem Freunde ein glücklicher Mensch.

Einmal hatte Kilian einen sonderbaren Traum:

Vor ihm stand ein Mädchen. Es schien ihm, er müsse das Gesicht kennen. — Umrahmt von dunklem Haar, das in der Mitte gescheitelt war wie dasjenige seiner Mutter, glich das Gesicht einem alten Marienbilde. Kilian hatte es einmal in einer Ausstellung bewundert. — Die Augen sahen halb zu Boden, umspielt von zwei seltsamen Schatten. Der Blick hob sich und ruhte auf Kilians Augen. So sah ihn die Mutter immer an, wenn er heimkam. Dann strahlten ihre Augen, und es schien, all ihre Herzengüte fliehe aus ihren Blicken, all ihre Liebe steige in der feinen Hand, die durch sein Haar glitt. So kam ihm auch das Mädchen im Traume vor. Der schöne Mund hatte einen undefinierbaren Ausdruck zwischen Lächeln und Traurigkeit, der in sich das Geheimnis von großer Liebe und überwundenen Schmerzen birgt. Kilian wollte nach dem Mädchen greifen — da stand seiner Mutter Bild deutlich vor ihm . . .

Dieser Traum wurde zu Kilians großer Sehnsucht.

Dem Mädchen gab er keinen Namen.

Von dem Tage an war sein Leben Suchen. Oft glaubte er sich am Ziel; und manches Mal fand er sich getäuscht. Und sein Leben war neues Suchen.

Einmal, es war im Winter, an einem Vorfesttage, eilte Kilian zur Bahn. Die Straßen glichen einem Ameisenhaufen. Die ganze Stadt spürte das kommende Fest und war mit Nervosität geladen. Da kam plötzlich Kilian ein Mädchen entgegen. Aus dem Gedränge erkannte er das Gesicht. Und wie das Mädchen an ihm vorbeiging, lächelte es. Kilian war so benommen, daß er vergaß, sich umzudrehen. Jetzt wußte er, daß das Bild seiner Vorstellung wirklich lebte. Das machte ihn so froh, daß er ein Liedlein vor sich hersummte, und viele ihm verwundert nachsahen.

Dieses Erlebnis erzählte Kilian seiner Mutter. Jetzt wollte er das Mädchen weiterhin suchen. In der ganzen Stadt wollte er suchen und nicht müde werden. Die Mutter riet ihm davon ab. Sie setzte sich neben ihn und sprach: „Ach, du großer Junge, das mußt du nicht tun. Weißt du, daß das dein Glück ist. Glückhafte Menschen sind die Träger des Glücks. Wenn dich dein Schicksal zu einem solchen bestimmt, dann darfst du dem Glück nicht nachlaufen, noch es suchen. Du mußt ihm vertrauen wie deinem Schicksal. Man muß warten können, warten und nochmals warten. Das Glück kommt zu uns ungerufen wie Lieb' und Freud, wie Schmerz und Pein. Eines Tages ist es da, groß und prächtig, und du nimmst es voller Freude in deine Arme, und dann wird das Glück auch immer bei dir sein. — Dieser Tag wird dich von mir lösen, du wirst weggehen, wirst mich überwunden haben. Ich werde einsam mich fühlen und stolz zugleich, stolz deine Mutter zu sein, mein Glück in deinen Händen zu wissen. Meine Trauer wird meine Freude um dein Glück sein.“

Ein langer Winter hatte von der Stadt Abschied genommen, sich in die Berge zurückgezogen. Die ersten Amseln sangen. Draußen vor der Stadt arbeitete der Bauer auf dem Feld. Warme Frühlingssonne lag auf erwachenden Fluren. An einem

Morgen sang eine Amsel auf dem Nachbarhause, als Kilian aus dem Haustor trat. — Da stand vor dem Gartentore das Mädchen, dem er letzten Winter begegnet war.

„Jetzt ist die Zeit gekommen, da ich zu dir kommen muß“, sagte freudig das Mädchen und streckte voller Freude zum Grusse Kilian seine beiden Hände entgegen. Er ergriff sie, sah dem Mädchen in die Augen, darin er sein Spiegelbild wie in einem klaren Wasser sah.

„Hast du gehört von einer andern Zeit, in einer andern Welt?“ fragte Kilian.

Und das Mädchen erklärte, davon zu wissen und bereit zu sein, mit ihm in diese Welt zu ziehen.

Beide gingen den Feldern zu . . .

Von diesem Morgen an ging der innere Kilian nicht mehr ins Büro. Ein Angestellter kam die Zeit abfügen. Mein Kilian aber, der blieb nun fern.

Dieser Kilian zog mit seinem Mädchen durch eine andere Welt. Da war keine Zeit. Diese andere Welt kannte weder Reid, noch Haß, noch Krieg. Sie kannte nur das harmonische Klingen der Menschenseelen; sie kannte nur die selbstlose Aufopferung. Täglich erstand am Himmel feurigrot das Symbol der Menschen jener Welt. Das Rad der Sonne, der Inbegriff alles Göttlichen, das abends, westlich niederfinfend neuen Mut zum Leben gab und größeres Glück verhieß.

In dieser Welt führte der Weg durch wogende, goldene vorbei. Auf umgepflügtem Erdreich glänzte die Sonne. Und die Äcker waren anzusehen, wie wogendes silbriges Meer. Die Luft roch nach feuchter Erde. Der pflügende Bauer trat sachte Schritt für Schritt hinter seinem Pfluge, um ja die heilige Erde nicht zu treten. Von seiner Stirne tropfte der salzige Schweiß in die offenen Furchen. —

Das war der Kampf ums Brot, ums Sein.

In dieser Welt führte der Weg durch wogende, goldene Felder. Brall und voll waren die Ähren und neigten zur Erde sich. Bunte Blumen leuchteten aus dem dunklen Gelb der Äcker.

Das war der Preis der schaffenden Hand.

Weiter führten die Pfade durch dunklen Tann über sanfte Hügel, nach den fernen Bergen, die mächtig zum Himmel ragten. Felsenburgen, die im Abendschein weithin übers Land gleiften. In diesen Bergen waren die Wege nicht mehr. Diese Berge verlangten Zähigkeit und Mut. Da segelte hoch über den Gipfeln der Adler, das Sinnbild der Freiheit.

Das war der beiden höchstes Ziel.

Und als das Mädchen Kilian einmal die Frage stellte, ob denn diese Welt auch göttlich sei, hielt er ihr seine Hand hin, spielte mit den Fingern und sagte: „Sieh her, auch das ist von Gott, und alles in und um uns ist der Gott dieser andern Welt. Er spricht zu dir aus der wunderschönsten Blume, aus dem häßlichsten Käfer.“

Der Morgen ist kalt novembereblig. Alle sind schlecht gelaunt. Kilian aber ist guter Dinge und singt vor sich hin. Da werden die Kollegen auf einmal aufmerksam. Jahrelang sind sie an ihm achtlos vorbeigegangen. Und nun sehen sie, wie jung und unbeschwert ihr Kollege noch ist, so jung wie am Anfang.

Erschrocken streicht der Buchhalter seinen Bart. In seinem Halbe steigt etwas auf, und das Etwas macht ihn wütend.